

Anja Stadler

Der Mord zum Sonntag // oder „Tatort“ – Erlösung durch Lösung

Der Teufel ist nicht tot. Er lebt.

Pensionsberechtigt und honorig, wenn auch ein wenig hospitalisiert in seiner luxussanierten Altbau-Wohnung, die ewiggleichen Spuren durch zielloses Herumwandern in den hochflorigen Teppich drückend. Denn er wartet. Auf seinen Auftritt. Auf sein Stichwort. Jeden Sonntag.

Nun gut, man muss nicht den Teufel bemühen, um das Böse zu verstehen. Ist doch das sogenannte Böse der Preis handelsüblich erhältlicher, menschlicher Freiheit. Doch jeden Sonntag, direkt nach der „Tageschau“, verbreitet sich das Böse mit einer veritablen Gefräßigkeit, die irritiert. Und unterhält. Zweifellos, das Verbrechen ist gut im Geschäft. Keine Anzeichen von Rezession.

Der Tod hat ein paar schnelle Schnitte gemacht, und im Verlauf der folgenden 90 Minuten wird uns klar werden, dass eben diese nicht völlig überraschend kamen. Ja, einer gewissen Folgerichtigkeit nicht entbehren. Der so harmlos wie gutgekleidete Teufel, oder sagen wir besser „Täter“ und sein Drehbuchautor feiern das Ende der Bescheidenheit. Warum auf eine Leiche beschränken? Ein gepflegter Doppelmord. Eine Handvoll Leichen...

Wenn es an Leib und Leben, ans späterhin in Formalin Eingemachte geht, ist für Zurückhaltung und Genügsamkeit kein Sende-Platz. „Kapitalverbrechen“ lautet die Handlungsanweisung, und so kann man vom heimeligen Fernsehsessel aus beobachten, wie wahlweise harmlos gescheiterte Rentner oder liebreizende ältere Damen durch einen gezielten Mord ihrem Leben noch einen Kick ins gesellschaftlich Nützliche zu geben versuchen. Wer eben noch durch den Abschluss eines lebenslangen Raten-Kreditvertrages mit der Arroganz des Besserverdienenden dem Tod einmal dreckig ins Gesicht lachte, wird nun durch eine treffsichere Attacke aus dem Hinterhalt eines Besseren belehrt.

Doch wo das Unheil gedeiht, grassiert, wächst auch die zarte, rettende Pflanze der Erlösung. Und sie feiert sonntägliche Auferstehung in Gestalt der „Tatort“-Kommissare. Fröhlich pfeifend schwingt sich Max Palü auf sein saarländisch lackiertes Fahrrad, Horst Schimanski erwacht mühsam in ihm unbekannter, rosefarbener Satin-Bettwäsche, die Hamburger Kommissare Stoeber und Brockmöller trällern zum wiederholten Male ein sinn-

freies aber keineswegs sinnloses Liedchen, Ballauf und Schenk werfen noch einen letzten langen Blick in das vor ihnen platzierte, allmählich verdunstende Kölsch... Doch der Schein der ermittelnden Harmlosigkeit trägt: Das Verbrechen hat nur einen Vorsprung. Aber letztlich keine Chance.

Der Kreis um die Schurken wird sich enger ziehen, der teuflische Gesetzesbrecher noch einige verzweifelte aber nutzlose Haken und Windungen vollführen, bis sich schließlich alle Dimensionen des Unheils und des Heils fokussieren in der Frage: „Wo waren sie gestern Abend gegen 21.00 Uhr?“

Und plötzlich hat jeder aus dem Dunstkreis der Verdächtigen eben diesen Zeitpunkt ins unterste Gedächtnisregal gestellt oder ersatzweise Einschlägiges mitzuteilen („Sie wagen es, mich zu verdächtigen?“), wobei der Wunsch nach Originalität je nach Qualität des Drehbuchs in einen Wettbewerb um die törichteste Stellungnahme auszuarten droht. Und vielleicht sind die leitmedial verbürgten Ausflüchte und Erinnerungslücken die einzigen Verbindungspartikel zur Wirklichkeit. Denn der in allesumarmende Unterhaltung wohlgebettete Sonntagabend-Krimi ist vor allem eines: Die Konstruktion von Normalität als Abenteuer.

Wir erleben keine Handlanger und Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft, keine Kommissare, die das Prinzip der generellen Selbstausbeutung als ungeschriebene Vereinbarung des Arbeitsvertrages schon inkorporiert haben, sondern einen James Bond der Landesrundfunkanstalten, einen Wiedergänger des sonntäglichen „Zuvor“, ausgestattet mit allen Insignien ermittelnder Macht: Trenchcoat, Zigarre, bedeutungsschwangerer Blick.

Ja, selbst bei Anblick der chromblitzenden Tische in den blass gekachelten Hallen der Gerichtsmedizin, die Frage nach dem Todeszeitpunkt im Rücken, erscheint die Arbeitsplatzbeschreibung des Pathologen als die eines Traumberufs. Doch auch wenn die skalpellastigen Ermittlungsbemühungen und Tiefenbohrungen des unvermeidlichen Rechtsmediziners an der bildfüllend dargebotenen Leiche der malerischen Illustration des Lösungsweges dienen, im Zentrum steht das Wort.

Was sich im Sterben des Opfers ereignet, wird in vielfältigen Auslegungsversuchen hinweisend umkreist, und wer ohne die reich gefüllte Wundertüte an Spruchweisheiten, Verkündigungen und Heilsbotschaften der „Tatort“-Kommissare zu Bett gehen muss, bleibt ungetröstet.

Doch das Unheil lauert nicht nur jenseits der Gardinen, es sitzt in der bequemen Polstergarnitur neben uns, in uns: Der mit drei gezielten Schüssen niedergestreckte Mitdreißiger, der nun als gutausgeleuchtete Sonntagsleiche die Wohnzimmer erhellt, sieht er nicht unserem ungeliebten Kolle-

gen unglaublich ähnlich, dessen plötzlichen Tod wir nicht betrauern würden ... Man wird doch noch mal nachdenken dürfen...

Und plötzlich kitzelt uns die Versuchung an den Fußsohlen, der Gedanke an das perfekte Verbrechen nistet für eine Weile in unserer Hirnschale, und schon gerät beim ersten, ungeschützten Blick in den hauseigenen, geistig-moralischen Schrebergarten die fachmännisch vertäute Privatmoral ins Rutschen. Ein hilfloser Freischwimmer im Meer der Beliebigkeit, der in einem Moment emotionaler Unschärfe und moralischer Indifferenz den Riss in der eigenen heilen Sonntagswelt spürt. Wäre da nicht der Kommissar, der die Schwimmflügel reicht.

Und so macht uns die Verhaftung des Täters, der wir spätestens gegen 21.44 Uhr beiwohnen dürfen zu Priestern, die ihre eigene Schuld wegküssen. Errettung in Bestzeit. Vorherige finale Fegefeuer gern gesehen.

Von Sühne und Zwang zur Selbstrechtfertigung befreit pressen wir den Kopf in das nächtliche Ruhekissen. Der Mord zum Sonntag. Wiedereinmal erlöst.